

## 2. Theologische Beiträge zur gemeinsamen Feier im multireligiösen Kontext

### 2.1 Andreas Renz: Gemeinsam Beten – Theologische Reflexionen – aus katholischer Sicht

#### 1. Die spirituelle Dimension des interreligiösen Dialogs

Glaube ist nach dem Verständnis der drei monotheistischen Religionen, die historisch und theologisch aus der Wurzel der Glaubenserfahrung des Volkes Israel entstanden sind, gleichermaßen eine Angelegenheit des Kopfes, des Handelns und des Herzens. Ja, das „Herz“ bildet nach semitischem Denken die eigentliche Dimension gläubiger Existenz, die Personmitte, welche die Gottesbeziehung ermöglicht. Versteht man den Glauben in diesem personalen und ganzheitlichen Sinn, so muss auch die interreligiöse Begegnung diese drei Dimensionen umfassen, wenn sie vom Glauben getragen sein will. Sie wird, um authentisch zu sein, wie von selbst nach dieser ganzheitlichen Begegnung streben. So gehört also neben dem theologischen Austausch und dem gemeinsamen Handeln auch die spirituelle Ebene mit zum Dialog der Religionen, d. h. das wechselseitige Teilhabenlassen an der je eigenen und spezifischen religiösen Erfahrung, am geistlichen Leben.

Vor allem, wenn die Begegnung von Menschen unterschiedlichen Glaubens sich bereits zur Freundschaft vertieft hat, aber auch in Situationen von gemeinsamer Not und Trauer, nach Unglücken oder von Menschen verursachten Katastrophen, verspüren viele das Bedürfnis, über die konfessionellen und religiösen Grenzen hinweg sich gemeinsam zum Gebet zu versammeln, sei es um ein Zeichen der Solidarität und Gemeinschaft zu setzen, sei es um einander Trost und Mut zu spenden und gemeinsam für den Frieden zu beten. An vielen Orten und zu verschiedenen Anlässen sind solche gemeinsamen Gebete der Religionen bereits eingespielt und selbstverständlich, auch im schulischen Bereich. Bei vielen kommt jedoch das Gefühl der Unsicherheit auf, ob derartige Gebete legitim und sinnvoll sind, bzw. wie sie verantwortlich geplant und durchgeführt werden sollen.

#### 2. Probleme und Gefahren des gemeinsamen Betens

Die Antwort auf die Frage nach der theologischen Legitimation und der richtigen Gestaltung gemeinsamer Gebetstreffen ergibt sich aus einer gründlichen Reflexion der damit verbundenen Probleme und Gefahren:

Eine mögliche Gefahr besteht in der unbewussten und ungewollten Religionsvermischung. Es versteht sich von selbst, dass ein gemeinsames Gebet von Gläubigen verschiedener Religionen so gestaltet werden muss, dass jegliche Form von Synkretismus oder auch nur der Anschein eines solchen vermieden werden muss.

Ebenso verbietet sich eine Reduktion des Gebetsinhaltes und der Gebetsformen auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner. Der Kern und die spezifische Eigenart des christlichen Glaubensbekenntnisses (christologisches und trinitarisches Bekenntnis) dürfen nicht verkürzt oder abgeschwächt werden – dasselbe gilt für den Glauben der Anderen. Zugleich ist es wünschenswert und gefordert, auf Aussagen zu verzichten, die andere verletzen könnten. Das Gebet eignet sich nicht für Triumphalismus oder gar Polemik.

Vermieden werden muss aber auch jede Form der Vereinnahmung, die dem anderen etwas zumutet, das er mit seinem Glauben nicht vereinbaren kann. Dies würde nicht nur gegen die Forderung von Respekt und Hochachtung vor dem Glauben und der Freiheit des Menschen verstoßen, sondern zugleich die für die Begegnung notwendige Vertrauensgrundlage zerstören.

Andreas Renz, Dr. theol., ist Fachreferent im Referat Ökumene und Interreligiöser Dialog des Erzbischöflichen Ordinariats München und Lehrbeauftragter an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

## 2.2 Rainer Oechslen: Multireligiöses Beten in der Schule aus evangelischer Sicht

Schon im Jahr 1992 hat die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern eine „Orientierungshilfe für die Gemeinde“ zum Thema „Multireligiöses Beten“ herausgegeben.<sup>1</sup> Das war damals eine mutige Tat. Die bayerische Landeskirche gehörte zu den ersten, die sich in dieser Weise offiziell äußerten. Bis heute wird dieser Text, der 1999 in vierter Auflage erschien, immer wieder von einzelnen Christen oder Gemeinden angefordert.

Allerdings ist die Situation, in der nach einem gemeinsamen Gebet verschiedener Religionen gefragt wird, im Jahr 2017 doch sehr anders als vor fünfundzwanzig Jahren. Beginnen wir mit der Statistik: Die Verfasser der Orientierungshilfe sprechen 1992 von 1,7 Millionen Muslimen, die in „Deutschland leben und auch hier bleiben möchten“<sup>2</sup>. Wir gehen heute von 4 bis 4,5 Millionen Muslimen in Deutschland aus, davon wenigstens 400.000 in Bayern. In seiner Erklärung vom 17. März 2009, in der die neue Ausrichtung des Freistaates in Sachen der Islamischen Unterweisung und des Islamischen Religionsunterrichtes bekannt gegeben wurde, nannte Staatsminister Ludwig Spaenle die Zahl von 100.000 muslimischen Schülern in Bayern. In der südbayerischen Diaspora gibt es Orte, an denen mehr Muslime als evangelische Christen leben; und schon vor einiger Zeit wurde bekannt, dass an manchen Münchner Schulen mehr muslimische als evangelische Schüler den Unterricht besuchen, an Nürnberger Schulen verhält es sich ähnlich mit der Zahl der muslimischen und katholischen Schüler.

Im Schuljahr 2016/17 rechnet das Kultusministerium mit 100.000 muslimischen Schülern an bayerischen Schulen. An insgesamt 337 Schulen wird für etwa 15.000 muslimische Schülerinnen und Schüler Islamunterricht erteilt.

Gründlich verändert hat sich auch die politische Situation. In der Orientierungshilfe werden die Stellungnahmen der Evangelisch-Theologischen Fakultäten in Erlangen und München und der Augustana-Hochschule Neuendettelsau abgedruckt.<sup>3</sup> Alle drei Gutachten weisen darauf hin, dass der „Golfkrieg“ Anlass zu gemeinsamen Gebetsstunden der Religionen gewesen sei. Gemeint ist damit offensichtlich der sogenannte zweite Golfkrieg, den eine internationale Koalition aus Anlass der Besetzung Kuwaits durch das irakische Regime ab Januar 1991 gegen den Irak führte. Seither hat es nicht nur einen weiteren Krieg gegen den Irak gegeben, sondern auch eine Reihe von Terroranschlägen mit islamistischem Hintergrund. Die Rede vom „11. September“ ist zu einer Chiffre geworden für eine schwere Gefährdung des Zusammenlebens

<sup>1</sup> Multireligiöses Beten. Kirche ökumenisch, Orientierungshilfe für die Gemeinde. Erarbeitet von der Islam-Kommission der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Herausgegeben im Auftrag des Landeskirchenrates der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, München 1999, 4. Aufl.

<sup>2</sup> Multireligiöses Beten S.4

<sup>3</sup> Multireligiöses Beten S.18-22

der Völker und Religionen. Gemeinsame Gebete von Muslimen und Christen stehen seither in einem anderen politischen Kontext.

Auch die theologische Lage hat sich gewandelt. Im Vorwort der Orientierungshilfe liest man den Satz: „Unser Dialog mit den unter uns lebenden Muslimen und Juden und unsere Verpflichtung, ihnen das Evangelium von Jesus Christus nahe zu bringen und sie zum Glauben daran einzuladen, schließen einander nicht aus.“<sup>4</sup> Die Landessynode in Straubing im November 2008 hat hingegen zehn Jahre nach der Neubestimmung auf das Verhältnis zum Judentum, die im Herbst 1998 in Nürnberg geschah, eine Kundgebung „Zur Entwicklung des Christlich-Jüdischen Verhältnisses“ beschlossen, in der es heißt: „Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.“ Es wäre vermutlich im Sinne dieses Beschlusses eine „undenkbare Aktivität“, Juden „das Evangelium von Jesus Christus nahe zu bringen und sie zum Glauben daran einzuladen“, zumindest, wenn damit systematisch auf eine Konversion zum Christentum hingearbeitet würde.

Das Verhältnis des Christentums zum Judentum ist in mancher Hinsicht anders als sein Verhältnis zum Islam, vor allem, weil das Mutter-Tochter-Verhältnis der Religionen gerade umgedreht ist. Der Islam verstand sich schon sehr früh als Vollendung der Religionsgeschichte und als Wiederherstellung eines von Entstellungen gereinigten Christentums, so wie das Christentum sich sehr früh als Vollendung des Judentums verstand und beanspruchte, die christliche Lektüre des Alten Testaments sei die einzig richtige. Neuere Forschungen zeigen allerdings, dass das Judentum – im Unterschied zum alttestamentlichen Israel – gleichzeitig mit dem Christentum entstanden ist und das Verhältnis des Islams zu den beiden „Vorläuferreligionen“ sehr viel komplexer ist als man bislang gemeint hat. Es ist in theologischer Hinsicht viel geschehen in den letzten beiden Jahrzehnten. Eine Besinnung der Kirchenleitung auf das Verhältnis zu anderen Religionen und auf den Standort, den die lutherische Kirche im interreligiösen Dialog einnimmt – eine „Interreligiöse Konzeption“ also – hat die Landessynode bei ihrer Tagung in Ansbach im April 2016 verabschiedet.<sup>5</sup>

Kommt man vom demographischen, politischen und theologischen Kontext nun auf die Situation in den Schulen, so sind hier zwei wesentliche Überlegungen wichtig:

Zum einen hat sich der Abbruch kirchlicher Traditionen auch in Bayern in den letzten Jahrzehnten fortgesetzt. Ein einfaches Beispiel: Ich habe im Rahmen meines nebenamtlichen Religionsunterrichts am Gymnasium, den ich bis 1999 zu halten hatte, regelmäßig mit meinen katholischen Kollegen auch Weihnachtsgottesdienste am letzten Schultag vor den Ferien gehalten. Fragte ich nach den Ferien, welche Gottesdienste in der Festzeit für Schüler und Schülerinnen besonders eindrücklich gewesen seien, so hörte ich regelmäßig: „Der einzige Weihnachtsgottesdienst, den wir erlebt haben, war der Schulgottesdienst.“ Es versteht sich deshalb, dass Kirchen und auch Religionslehrer und -lehrerinnen, denen an der Verwurzelung der Kinder und Jugendlichen in der je eigenen Frömmigkeitstradition liegt, die Schulgottesdienste möglichst in der ‚eigenen‘ Kirche mit einem Grundbestand an vertrauten Liedern, Geschichten und Gebeten halten wollen. Ein – an sich sehr wohl möglicher und auch spannender – Vergleich der biblischen und der koranischen Erzählung von der Geburt Jesu im Weihnachtsgottesdienst etwa, könnte in dieser Hinsicht kontraproduktiv werden. Von daher begegnet man einschränkenden Weisungen von katholischer Seite, was interreligiöse Feiern in der Schule

---

<sup>4</sup> Multireligiöses Beten S.4

<sup>5</sup> Interreligiöser Dialog. Konzeption der interreligiösen Arbeit. Herausgegeben von der Evang.-Luth. Kirche in Bayern Abteilung C Ökumene und Kirchliches Leben. München 2016

betrifft, mit einem gewissen Verständnis. Es geht eben auch in der Schule nicht um eine allgemeine Religiosität, sondern um die Zugehörigkeit zu einer ganz bestimmten Glaubensgemeinschaft und ihre spezifische Frömmigkeit.

Andererseits sind da auch die Bedürfnisse der Schule, die in einer religiös pluralen Gesellschaft nicht beliebig viele Schulgottesdienste – möglichst noch zur gleichen Zeit – organisieren kann. Die Alternative wäre womöglich, das religiöse Leben an der Schule zu reduzieren und etwa auf Schulgottesdienste ganz zu verzichten. Das wäre vermutlich für die Schüler und Schülerinnen aus allen Religionen die schlechteste Lösung. Man täusche sich nicht, es gibt nicht nur schulorganisatorische Bedürfnisse; eine Haltung, die Religion überhaupt für ein Übel hält und die Differenz der Religionsgemeinschaften für die ‚Entkonfessionalisierung‘ der Schule benutzen möchte, ist keineswegs ausgestorben.

Wichtiger aber als die Bedürfnisse der Schule sind die Bedürfnisse und Erwartungen der Kinder und Jugendlichen, die diese Schule besuchen. Ich halte es für ein durchaus verständliches und legitimes Bedürfnis von Kindern und Jugendlichen, Wendepunkte wie etwa den Schuljahresanfang oder sein Ende oder aber auch den Abschluss der gemeinsamen Schulzeit überhaupt auch in einer gemeinsamen geistlichen Feierstunde zu begehen. Nicht nur die Verwurzelung in der eigenen Tradition ist Ziel des Religionsunterrichts, sondern auch der Respekt und die Anteilnehmende Aufmerksamkeit für die Tradition der anderen, für das, was die Mitschüler existentiell angeht. Der Erziehungsauftrag der Schule insgesamt und die besondere Funktion des Religionsunterrichts ergänzen sich an dieser Stelle.

Die Orientierungshilfe von 1992 formuliert noch – dem skizzierten Kontext entsprechend: „Multireligiöse Gebetstreffen sind keine Demonstrationen einer generellen ‚Einheit der Religionen‘. Die Einheit der Versammelten besteht vielmehr in der gemeinsamen Erfahrung von Bedrohung und Angst und im gemeinsamen Bemühen um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.“<sup>6</sup> Hier wird also ein ‚Bedrohungsszenario‘ vorausgesetzt. Seit 1992 ist – trotz des Wissens um die Gefahren des religiös motivierten Fanatismus – das Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Religionen in Deutschland alltäglicher geworden. Unabhängige muslimische Intellektuelle wie etwa Navid Kermani weisen darauf hin, dass bei allen Problemen des interreligiösen und interkulturellen Zusammenlebens das Erstaunlichste ist, wie gut dieses aufs Ganze gesehen funktioniert, welche Integrationsleistungen die deutsche Gesellschaft bereits vollbracht hat. Gerade an vielen Schulen ist dieses Zusammenleben längst Alltag.

Multireligiöses Beten in der Schule heißt in dieser Situation einfach dies, dass Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer ihre Hoffnung und ihre Freude, ihren Kummer und ihre Sorge gemeinsam vor Gott bringen. Vor welchen Gott? So könnte man fragen. Aber die Schüler werden so in aller Regel nicht fragen. Sie beten, wenn sie denn beten, zu ihrem Gott. Und wichtig ist nur, dass niemand vereinnahmt wird, niemand gezwungen ist – auch nicht durch subtilen Gruppendruck – etwas zu singen, zu beten, zu bekennen, was nicht sein Gesang, sein Gebet, sein Bekenntnis ist. Das Beten in der eigenen Tradition und das Hören auf die Gebete der je anderen wird, wenn es angemessen – also ohne eine religiöse Einheitsideologie – vorbereitet ist, die Verwurzelung in der Frömmigkeit der eigenen Glaubensgemeinschaft nicht schwächen, sondern stärken. Ich bin sehr dankbar, dass mit der vorliegenden Handreichung eine Hilfe zu solch verantwortlicher Vorbereitung gemeinsamer Gebetsstunden an den Schulen geboten wird.

Dr. Rainer Oechlen ist Beauftragter für den interreligiösen Dialog und Islamfragen der Evang.-Luth. Kirche in Bayern.

---

<sup>6</sup> Multireligiöses Beten S.9f

## 2.3 Moussa Al-Hassan Diaw: Religionsübergreifendes Beten in der Schule aus muslimischer Sicht

Seitdem Anwerbebüros aus Deutschland im Ausland nach Arbeitskräften Ausschau hielten, um sie am Wirtschaftswunder Deutschland mittels ihrer Muskelkraft zu beteiligen, sind einige Jahrzehnte vergangen. Nicht vergessen werden kann, wie der einmillionste Gastarbeiter 1964 am Bahnhof Köln-Deutz von einer Musikkapelle, die „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ spielte, feierlich empfangen wurde. Viele der Gerufenen stammen aus den unterschiedlichen Teilen der Türkei und aus dem damaligen Jugoslawien, später folgten Menschen aus dem arabischen Raum. Sie blieben und ihre Familien zogen nach oder sie gründeten sie in ihrer neuen Heimat. Aus Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern wurden neue Bürgerinnen und Bürger Deutschlands. Vier Millionen von ihnen sind nach neuesten Schätzungen Muslime.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Fall des Eisernen Vorhangs scheint ein neuer Widerpart konstruiert worden zu sein. Samuel Huntington konstatierte in seinem Buch „Kampf der Kulturen“, dass der Antisemitismus gegen „die Juden“ einem gegen „die Araber“ Platz gemacht habe. Weit verbreitete Vorbehalte gegenüber muslimischen Mitbürgern spiegeln sich im Ergebnis einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach vom Mai 2006 wider.

Gleichzeitig versuchen Extremisten Muslime zu radikalisieren und von der deutschen Gesellschaft zu entfernen, indem sie die Differenz betonen und ein Zusammenleben verhindern und bekämpfen wollen, indem sie Mitglieder anderer Religionen und Konfessionen zu Feinden erklären.

Es muss daher im Interesse der Muslime in Deutschland sein, kritisch mit dem Eigenen umzugehen, aber gleichzeitig das Bild, welches man sich von ihnen macht, zu korrigieren. Dafür ist der interreligiöse und interkulturelle Dialog von Nöten.

Die gerade im Entstehen begriffene islamische Religionspädagogik hat sich die Vermittlung interreligiöser und interkultureller Kompetenzen zum Ziel gesetzt.

Bezogen auf unser gemeinsames Heimatland Deutschland befinden sich die Muslime jedoch in einer Situation, in der sie sich derzeit noch nicht als Partner auf gleicher Augenhöhe positionieren konnten. Während die beiden Kirchen sowie die Anhänger des mosaischen Glaubensbekenntnisses in Deutschland rechtlich anerkannt sind, einhergehend mit bestimmten Rechten und Privilegien, blieb dies Muslimen bis dato versagt. Der Einfluss auf die junge muslimische Generation ist derzeit noch von dem eher traditionellen Religionsunterricht in den für die Muslime sehr wichtigen Moscheegemeinden geprägt, die sich auf die Vermittlung der klassischen Inhalte verstehen, geprägt durch die ehemaligen Herkunftsländer. Es mangelt daher naturgemäß an zusätzlichen zeitgemäßen, der Lebenswirklichkeit der jungen Muslimen angepassten Lehrinhalten. Doch genau diese soll(t)en in Zukunft durch die neue Generation von in Deutschland ausgebildeten Religionspädagogen in öffentlichen Schulen vermittelt werden. Ohne diese Möglichkeit wird man nur bei Teilen der Muslime, nur von Schule zu Schule und regional begrenzt einen Konsens bezüglich des religionsübergreifenden Betens finden können, jeweils davon abhängig, wie das Verhältnis zu den hiesigen regionalen Moscheegemeinden aussieht.

Nichtsdestotrotz beschäftigen sich islamische Religionspädagogen mit interreligiösen Aktivitäten im Bereich Schule und deren Bedeutung für ein gedeihliches Miteinander jenseits aller religiösen und konfessionellen Grenzen.

Theologisch und historisch betrachtet wird eine urislamische Tradition fortgesetzt. Die Anerkennung anderer religiöser Gemeinschaften findet sich einerseits in dem Vertragswerk der muslimischen Urgemeinde wieder und wird andererseits im Qur'an selber betont. Dazu gehören die Hervorhebung der Gemeinsamkeiten mit den „Leuten der Schrift“ (Christen und Juden) und die Aufforderung zum weisen dialogischen Reden mit den Angehörigen anderer Religionen, sowie die Betonung der Religionsfreiheit.

Auch historisch gesehen wurden in den Einflussbereichen der Muslime andere Religionen stets akzeptiert, nicht nur die der Christen und Juden. So gehört das Miteinander zur ureigenen islamischen Tradition, die jedoch in den eigenen Gemeinden stets neu vermittelt werden muss.

Auch die Tatsache als Muslime einer religiösen Minderheit anzugehören ist Teil der Geschichte der islamischen Urgemeinde. Es war der christliche König von Äthiopien, welcher den schutzsuchenden Muslimen in seiner afrikanischen Heimat Asyl gewährte.

Im Rahmen der islamischen Theologie gehören die gottesdienstlichen Handlungen (ʿIbadat) zu jenem Bereich, für dessen (orthodoxe) Praxis es einen theologischen Beleg braucht. Sie können also nicht beliebig verändert werden. Dies ist der allgemeine Konsens aller Gelehrten. Dazu gehört unter anderem die Ausübung des Ritualgebetes, das an bestimmte Voraussetzungen gebunden ist.

Das Bittgebet (Du'a) kann jedoch frei von bestimmten Zeiten oder rituellen Bewegungsabläufen in jeder beliebigen Sprache gehalten werden, womit es als Form des Betens in gemeinsamen religiösen Feiern geeignet ist.

Neben der Form des Gebetes ist auch der gesprochene Text von Bedeutung. Einerseits sollen die an diesem religionsübergreifenden Beten beteiligten Anhänger der unterschiedlichen Religionen und Konfessionen nicht mit dem Umstand konfrontiert werden, Texte zu sprechen, die gleichzeitig Glaubensbekundungen sind, welche ihren eigenen widersprechen könnten. So entstünde entweder der Eindruck einer Missionierung oder eines Überlegenheitsanspruches, dem sich die jeweils Anderen zu unterwerfen hätten unter Aufgabe der eigenen Glaubensüberzeugungen.

Die Gefahr religionsübergreifende Aktivitäten als Synkretismus zu interpretieren, kann nur vermieden werden, indem die daran Beteiligten betonen, dass die Bewahrung des Eigenen selbstverständlich ist, genauso wie der gemeinsame Wunsch zur Begegnung.

Da die drei abrahamitischen Religionen ähnliche Prophetengeschichten kennen, sollten diese nicht Gegenstand dieser gemeinsamen Veranstaltung werden. Sie wären nur Anknüpfungspunkte für nachträgliche theologische Debatten, selbst unter den daran beteiligten Schülerinnen und Schülern, ob zum Beispiel Ismail oder Ishak geopfert werden sollte und dergleichen mehr.

Auch die im Christentum zentrale Figur Jesus sollte nicht Gegenstand dieser Feier sein. Für Juden spielt er gar keine Rolle, während er für Muslime als Prophet gilt, nicht aber als präexistenter Sohn Gottes. Hingegen ist natürlich die beispielhafte Erwähnung aus dem Leben der Propheten – Jesus eingeschlossen – dann sinnvoll, wenn daraus moralische Handlungsanweisungen abgeleitet werden können, welche die verschiedenen Glaubensbekenntnisse nicht berühren.



Angesichts dieser Tatsachen sollten demnach allgemein gehaltene Themen, welche jedoch die Lebenswirklichkeit der Schüler gleichsam betreffen, herangezogen werden.

Angesichts eines nicht unerheblichen Teils von Bürgern ohne Bekenntnis könnte auch die Frage im Raum stehen, ob nicht sogar jene Schüler und deren Lehrer mit involviert werden sollten, welche keinen konfessionellen Religionsunterricht (oder aber den Ethikunterricht) besuchen. So kann der nächsten, sich teilweise bereits abzeichnenden, politische Debatte – Nichtreligiöse versus Religiöse, negative Glaubensfreiheit oder die Schule als neutraler (konfessionsfreier) Ort – präventiv begegnet werden, indem auch dieser Teil der Schülerinnen und Schüler, aber auch deren Lehrkräfte eingebunden werden.

Religionsübergreifendes Beten kann aus Anliegen und Wünschen bestehen, die jeweils nacheinander, nebeneinander oder gemeinsam formuliert werden. Die religiösen und konfessionellen Grenzen werden nicht überschritten und doch werden das Gemeinsame und das Verbindende im Mittelpunkt stehen.

Besonders bedeutend kann dies für die Muslime werden, da somit offensichtlich wird, dass in den Institutionen ihr Bekenntnis auf Akzeptanz stößt und Teil der deutschen Gesellschaft ist, so wie sie selber auch. Das gemeinsame Gebet der Religionen wirkt performativ und wird so zu einer integrativen Kraft.

Moussa Al-Hassan Diaw M.A., Dipl.-Päd. lehrt an der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz. Er ist Vorstand der NGO „DERAD“, welche für das Justizministerium im Bereich der Extremismusprävention in Justizanstalten beauftragt wurde. Er ist für die OSZE, UNODC und das Außen- und Integrationsministerium beratend tätig. Er engagiert sich im muslimisch-jüdischen Dialog.

## 2.4 Marcus Schroll: Interreligiöses Lernen – Anfragen und Perspektiven aus jüdischer Sicht

Wenn wir über Pädagogik, in unserem Falle über Religionspädagogik, insbesondere jüdische Religionspädagogik, sprechen, so müssen wir uns dessen bewusst sein, dass die gesamte jüdische Existenz der Erziehung dient. So bedeutet der hebräische Wortstamm „ch - n - ch“ zum einen auf Hebräisch „lecha- nech“ und kann übersetzt werden mit „erziehen“ oder „lehren“, „Erziehung“. Zum anderen kann dieser aber auch „lachanoch“ – „einweihen“ bedeuten. Jüdische Erziehung bedeutet somit eine Einweihung zum jüdischen Leben, wie sie in Sprüche 22,6 manifestiert ist: „Chanoch la Naar al pi darko – lehre den jungen Menschen gemäß des Weges für ihn.“ Das Judentum wird daher treffend als Religion des Lernens definiert, das als größte Pflicht gilt. Jeden Morgen beten bzw. lernen wir den Mischnaabschnitt Pea 1:1: „Ejlu hadwarim – das sind die Dinge, die keine Begrenzung haben: Die Feldecke (Erinnerung an soziale Verantwortung), die Erstlingsfrüchte (Verantwortung gegenüber G'tt und der Gemeinschaft), Ausüben von Wohltaten (soziale Verantwortung) und das Lernen der Tora (Talmud Tora).“ Das Gebet und das Lernen dienen beide der Einführung der Kinder, die „Chanichim – Zu Erziehende“ genannt werden, in die jahrtausendealte Tradition, die weitergegeben werden muss (wehigadeta lewincha – du sollst es deinen Kindern erzählen). Durch das Lernen wird die von G'tt bewusst unvollkommen gestaltete Welt vervollkommnet (Tikkun olam), der Lernprozess liegt in der Verantwortung des Menschen als Partner G'ttes in der Schöpfung.

Das Hauptgebet des Judentums lautet „Schma Israel, haschem elokejnu, haschem echad – Höre Israel, der EWIGE ist unser G-tt, der EWIGE ist einzig“: In diesen Worten finden wir die gesamte Grundlage jüdischen Denkens, nämlich das Hinhören auf das, was der eine, einzige G-tt uns sagen will. Folgende Episode spiegelt dies sehr anschaulich wider:

„Wajikach sefer habrit wajikra be'osnej ha'am wajomru kol ascher dibber haschem na'asse wenschma – Und (Mosche) nahm das Buch des Bundes, und las es vor den Ohren des Volkes und sie sprachen: Alles, was der EWIGE geredet, wollen wir tun und hören (im Sinne von gehorchen)“. Somit bilden gemäß jüdischer Auffassung das Ausführen und das Hören von G-ttes Geboten die Drehpunkte jüdischer Weltanhörung. Immer wieder betonen unsere Gelehrten die Wichtigkeit des Hörens: „Wer das Schma liest, muss es seine Ohren hören lassen“ (bBerachot 13b).

Jude zu sein bedeutet also, Zeuge für den Einen Einzigen zu sein, der in der Universalgeschichte der Menschheit ebenso wirkt wie in der Partikulargeschichte seines auserwählten Volkes. ER offenbart sich in der Geschichte, ER offenbart sich in den Ereignissen der jüdischen Volksgeschichte. Unsere Voreltern haben „in Natur und Geschichte G-tt gesehen, als ER ihre Fesseln in Ägypten brach und sie durch die Wüste in das Land der Verheißung brachte, Sie haben G-tt gehört, als ER ihnen das Wort seines Gesetzes am Sinai erteilte. Auf diesem, von unserer nationalen Gesamtheit bekundeten Zeugnis beruht unser Wissen von G-tt. Nicht aus Natur und Geschichte haben wir uns einen Glauben an G-tt zu vermitteln, sondern mit dem uns gegebenen Wissen von G-tt uns umzuschauen in Natur und Geschichte und an Hand dieses „Wissens“ ein Verständnis der Erscheinungen der Natur und der Ereignisse der Geschichte anzustreben.“ (Rabbiner S. R. Hirsch)

Aus diesen Worten lernen wir Folgendes:

1. Judentum bedeutet Weltanhörung, nicht Weltanschauung. Nicht Ästhetik ist bestimmend, sondern Akustik.
2. Jüdisches Beten und Lernen bedeutet, in sich hineinzuhören (Lehitpallel), mit sich ins Gericht zu gehen: Tefilla!
3. Jüdisches Beten und Lernen heißt aber auch, eine heilige Arbeit – „Awoda“ zu verrichten im Sinne des Sich-Erinnerns an das Wirken G-ttes.

„Rabbi Elasar sagte: Größer als die Korbanot, die Opfer, ist das Gebet.“ „Jedem, der sich zum Verrichten seiner Bedürfnisse abseits wendet, der sich vor dem Brotgenuss die Hände wäscht und Tefillin anlegt und das Schma liest und betet, rechnet es die Schrift an, als ob er einen Misbeach (Opferaltar) gebaut und dort ein Korban (Opfer) dargebracht hätte.“ (bBerachot 32b, 15a)

Halten wir fest: Jüdisches Beten und Lernen heißt zuvörderst, sich in die von G-tt gestaltete jüdische Geschichte hineinzustellen, sich mit ihr zu identifizieren. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft bilden die Ebene jüdischer Existenz.

Beispiele hierfür geben u. a. die Pessach- Haggada, in der wir uns jedes Jahr aufs Neue vergegenwärtigen, dass G-tt seinem Volk in jeder Generation beistand und beisteht, sowie das nach dem Essen gesprochene Tischgebet, das uns an G-ttes Wirken in der Geschichte seines Volkes erinnert. Ein weiteres Beispiel bildet der allwöchentlich am Freitagabend gesprochene Kiddusch über Wein und Brot, in dessen Verlauf wir uns G-ttes Wirken während des Auszugs aus



Ägypten und sein Schöpfungswerk vergegenwärtigen.

Jüdisches Beten und Lernen heißt des Weiteren, seine eigene Existenz zu reflektieren, die durch 3. Mose 19,18 definiert wird: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie Du, ICH bin G-tt.“ Das Gebet führt den Menschen über sich hinaus und lässt ihn den Blick auf seinen Mitmenschen zuwenden, der wie er selbst ein Geschöpf G-ttes ist. Das jüdische Gebet als „Akt des Zuhörens“ (A. J. Heschel) führt uns zu einem ehrfurchtsvollen Empfinden über die Größe des einen, einzigen G-ttes, das sich einer Beschreibung entzieht und jeden Ausdruck übersteigt. Es ist ein Dialog zwischen dem jüdischen Menschen und seinem Schöpfer, der vom Schöpfer beantwortet wird. Jeder Mensch, ob Jude oder Nichtjude, hat die Möglichkeit, mit seinem Schöpfer in Dialog zu treten.

Übertragen wir nun die oben ausgeführten Punkte auf die spirituelle Begegnung mit Menschen anderen Glaubens, so muss folgendes vorausgeschickt werden:

Dem Judentum liegt nichts ferner, als Menschen anderer Glaubenszugehörigkeit zu missionieren. Nach jüdischer Auffassung kann jeder Mensch, gleich welcher Glaubensausrichtung, G-tt verehren und vor ihm Anerkennung finden, der sieben ethische Gebote (Noachidische Gebote) einhält.

Jede Religion und Glaubensrichtung hat ihren spezifischen Auftrag. Dieser spezifische Auftrag darf auf gar keinen Fall durch Vermischung verwischt werden. Die Religionen gleichen einem Orchester, in welchem jedes Instrument eine Aufgabe zu erfüllen hat, und das nur dann sehr gut zusammenspielt, wenn die Individualität der einzelnen Instrumente beibehalten bleibt.

Nach jüdischer Auffassung stellt das Gebet die intimste Verbindung des Menschen zu seinem Schöpfer dar. Daher sollte diese intime Artikulation des innersten Denkens des Menschen innerstes Gedankengut jeder Glaubensgemeinschaft bleiben und nicht mit Angehörigen anderer Religionen geteilt werden.

Somit steht einem multireligiösen Gebet oder einer liturgischen Gastfreundschaft nichts entgegen, solange die Gebetstexte in einem neutralen Rahmen gefasst sind und an einem neutralen Ort, an dem auf religiöse Symbole verzichtet wird, gesprochen werden. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland sind gerne bereit, an einem von gegenseitigem Vertrauen und von gegenseitiger Akzeptanz getragenen Dialog mit den anderen Glaubensgemeinschaften aktiv teilzunehmen. In diesem Rahmen hat selbstverständlich jede Form von Mission von Menschen jüdischen Glaubens durch Andersgläubige zu unterbleiben.

Ebenso gebietet es der Respekt vor anderen Religionen, dass eine Vereinnahmung jüdischer Traditionen seitens christlicher Gläubiger unterbleibt. Im konkreten Fall bedeutet dies, dass keine Sederfeiern in christlichen Gemeinden stattfinden sollen. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland sind nach Möglichkeit gerne bereit, kompetente Gesprächspartner in die jeweiligen christlichen Gemeinden zu senden, die einen authentischen Einblick in die jüdische Tradition gewähren.

Somit können aus den eben gewonnenen Erkenntnissen und anhand des untenstehenden Schemas der religiösen Kompetenzen des jüdischen Religionsunterrichtes folgende Anfragen und Perspektiven zum interreligiösen Lernen aus jüdischer Sicht gegeben werden:

Auf der Basis des gegenseitigen Respekts der Religionsgemeinschaften erweist sich der interreligiöse Lernprozess im schulischen Rahmen als in sozialer und gesellschaftlicher Hinsicht sehr positiv.

Eine weitere Voraussetzung für diesen Lernprozess liegt in der Bereitschaft des Erwerbs der folgenden Kompetenzen durch alle Schülerinnen und Schüler, die in ähnlicher Form auch im Religionsunterricht anderer Konfessionen eingefordert werden: Wahrnehmungs-, Verstehens-, Urteils-, Teilhabe-, Gestaltungs- und Kommunikationskompetenz anhand der Gegenstandsbereiche Mensch und G'tt, Mensch und Welt, Tora und Tradition, Dialog mit anderen Religionen und Weltanschauungen.

Die Umsetzung der Kompetenzen in die Praxis – die wohl größte Herausforderung – kann nur teilweise vom Religionsunterricht abgedeckt werden und erfordert die Mitwirkung des Elternhauses, Freundeskreises, der religiösen Gemeinschaft und der Gesellschaft.

Interreligiöses Lernen kann somit zur Schaffung bzw. Verbesserung eines für alle Partizipierenden positiven gesellschaftlichen Klimas beitragen, wenn die Religionsgemeinschaften ihren jeweiligen „Programmpunkten“ Folge leisten.

Marcus Schroll M. A. ist Fachbetreuer und Leiter des religiösen Erziehungswesens der Israelitischen Kultusgemeinde München, Fachlehrer für den Israelitischen Religionsunterricht in den Jahrgangsstufen 11 -13 des Luitpold-Gymnasiums München. Zusammengefasst aus einem Vortrag, gehalten am 13.03.2014/11. Adar II 5774 im Rahmen des 2. Bundeskongresses Lernwerkstatt – Religionspädagogik.